König Eduard in Marienbad.

Die englischen Zeitungen lassen sich aus Marienbad melden, daß der König in seiner Kur durch die unhöfliche Neugierde des Publikums außerordentlich belästigt wird, trotzdem die Behörden die Badegäste aufgefordert hatten, den hohen Gast möglichst unberücksichtigt zu lassen. Sobald der König seine vorgeschriebene Morgenpromenade beginnt, folgt ihm ein ganzer Schwarm von Kurgästen, unter denen besonders Polen, Rumänen und andere Osteuropäer stark vertreten sein sollen. Viele der Leute laufen sogar einige Schritte voraus, um dann stehen zu bleiben, um den König von vorne zu betrachten. Am schlimmsten sollen in dieser Beziehung die Damen sein. Als der König sich auf eine Bank setzte, war er sofort von einem dichten Menschenkreis umgeben. Schließlich mußte die Polizei den Wunsch des Königs, daß sie sich nicht in seiner Nähe zeigen solle, unberücksichtigt lassen und die Neugierigen zum Auseinandergehen auffordern. Als der König in einem Hutladen, wo er seine Hüte zu kaufen pflegt, eine Unterhaltung mit der Tochter des Eigentümers begann, drängte sich sofort seine neugierige freiwillige Eskorte hinzu, um zu hören, was er sage. Der König brach sofort die Unterhaltung ab und ging unwillig davon. König Eduard muß strenge Diät halten. Champagner, Wein und Liköre sind ihm ebenso verboten wie eine Menge seiner Lieblingsspeisen.

*

Der Mikado als Ringkämpfer.

Der Kaiser von Japan ist, wie eine Londoner Wochenschrift zu erzählen weiß, ein eifriger Anhänger des Ringkampfsportes. Bis vor wenigen Jahren rang er selbst immer eifrig mit verschiedenen Herren seines Hofes. Er suchte sich die Gegner immer aus, machte aber keinen Unterschied zwischen Stärkeren und Schwächeren, sondern jeder kam einmal daran, und fast immer blieb der Kaiser siegreich, bis er einmal mit Graf Tetau zusammentraf, der seinen Herrn und Meister besiegte. Seit dieser Zeit nimmt der Kaiser von Japan selbst nicht mehr an Ringkämpfen teil, wenn er auch den Sport, wo er nur kann, reichlich unterstützt. Graf Tetau ist gegenwärtig der japanische Champion und der Mikado pflegt zu sagen: er hat mich besiegt, nun muß ein anderer suchen, die Ehre seines Kaisers zu retten.

*

Ueber einen Kugelblitz auf See,

den der Kapitän C. Tramborg in der Nacht vom 8. auf den 9. April d. J. in 4 Grad nördlicher Breite, 30½ Grad westlicher Länge an Bord der von Antofagasta nach Ostende bestimmten Bark Cap Horn beobachtete, wird im Augustheft der Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie berichtet. Der Kapitän schilderte der Deutschen Seewarte den Vorgang folgendermaßen: „Am 8. April 10 Uhr nachmittags fing es heftig an zu regnen, ohne wieder aufzuhören, mit leichten Blitzen um den ganzen Horizont. Der Wind wallte zwischen SO. und NO. durch Ost, Stärke 1 bis 4. Am 9. April 0 h 15 min. vormittags war der erste Donnerschlag von mittlerer Stärke, dann wieder leichtes Blitzen. Um 0 h 50 min. blitzte es so heftig, daß es um uns her ein Feuer war und der Schiffsrumpf wie glühendes Eisen aussah. Dicht vor unsere Füße — wir waren einschließlich des Mannes am Ruder drei Personen auf dem Achterdeck — fiel ein Feuerball, ungefähr von der Größe einer Kegelkugel, blauweiß aussehend. Es war ein Tag nach dem letzten Mondviertel, also bei dem heftigen Regen sehr dunkel. Unmittelbar auf diesen Blitz kam der Donner, der das Schiff erzittern machte. Wir waren mehrere Sekunden geblendet und sahen, nachdem die Feuerkugel verschwunden, nur gelben Nebel um uns. Wie uns geschah, konnte keiner recht angeben. Nachher folgten in einer Zwischenzeit von 15 Minuten noch drei ungefähr ebenso grelle Blitze und Donnerschläge, jedoch war der erste der schwerste, und wir sahen später auch keine Feuerkugel mehr. Hierauf verzog sich das Gewitter. St. Elmsfeuer war auf den Flaggentopps. Leichtes Blitzen nach wie vor und heftiger Regen herrschten die ganze Woche. Das Schiff ist mit drei Blitzableitern versehen. Der Blitzableiter im Besanstopp, der in dem eisernen Mastdeckel des Untermastes mit einem Holzkeil festgekeilt war und 0.6 Meter (2 Fuß) in den Mast hineinreichte, war am nächsten Morgen herausgerissen.“

*

Das Zeitungswesen in Persien.

In der russischen Zeitung Kawkaz beschreibt der persische Schriftsteller Kara Chan die Entwickelung und den gegenwärtigen Stand des Journalismus im Reiche des Schah. Ein kleiner Kreis der intelligenten Jugend zu sTheran, die sich ihre Bildung meist auf europäischen Hochschulen erworben hat, kam vor einigen Jahren bei der Regierung um die Erlaubnis ein, eine persische Zeitung gründen zu dürfen. Unter dem Namen Iran besteht das Blatt heute noch. Mit welchen Schwierigkeiten diese Zeitung aber zu kämpfen hat, kann man sich nicht so leicht vorstellen. Verurteilt zu einer vollständigen Farblosigkeit, darf sie nur Regierungsangelegenheiten und die Reden des Schah veröffentlichen. Die Redaktion des Iran ist indessen bemüht, Tüchtiges zu leisten, und außer der Tageszeitung gibt sie auch eine Wochenschrift Itilla heraus. Außer dem Iran haben Teheran und Tebris heute noch einige Tageszeitungen; die bedeutendste davon ist Nasree, das Organ einer höheren Schule, die denselben Namen trägt. Diese Zeitung ist liberal, was auch von der Zeitung Rusmanet Tobi-Tobijat gilt, die besonders Propaganda für die Reform des Schulwesens nach europäischem Muster macht. Das radikalste von allen persischen Blättern war der Cehliatsch. Er kämpfte gegen die herrschende Staatsordnung und mußte deshalb nach kurzer Zeit auf Befehl des Schah sein Erscheinen einstellen. Der Redakteur des Blattes mußte seinen Mut schwer büßen. Auf Befehl des Schah wurde er ins Gefängnis geworfen und öffentlich gepeitscht. Wenn die persischen Zeitschriften, welche die soziale Frage in Persien behandeln, bis jetzt keinen festen Boden fassen konnten, so haben dagegen jene Zeitschriften großen Erfolg, die Romane und leichte schöngeistige Lektüre publizieren. Sogar die Frauen lesen die Zeitschriften, auch erfreuen sie sich der Zustimmung der Regierungskreise. Edal und Kiamiel veröffentlicht viel poetische Beiträge. In letzter Zeit erscheinen in Teheran zwei illustrierte Zeitungen, die freilich nur die Bilder der Minister, der Würdenträger und der fürstlichen Hoheiten wiedergeben. Persische Zeitungen erscheinen auch außerhalb der Grenzen Persiens — einige in Indien und Aegypten —, dort genießen sie größere Freiheiten und tragen einen vollständig zeitgenössischen Charakter, stehen aber durchaus unter englischem Einflusse. Bedeutende Talente sind unter den persischen Journalisten und Schriftstellern selten; der berühmteste ist jetzt der Dichter Omar Hajama, der äußerst schöne und wertvolle Arbeiten publiziert. Uebersetzungen aus fremden Sprachen haben wenig Erfolg. Der Robinson und einige Romane von Dumas' Vater — das ist fast alles, was sich die Perser von der abendländischen Literatur zugeeignet haben.

Industrie, Handel und Verkehr.

** **Förderungsmöglichkeit und Absatz im Kohlenbergbau.** Selbst nicht im Jahre 1902, als der Druck der Krise auf dem Kohlenbergbau lastete, trat das Mißverhältnis zwischen Förderungsmöglichkeit und Absatz so scharf in die Erscheinung wie in den Sommermonaten des laufenden Jahres. War schon für den Juli vom rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat eine Förderungseinschränkung von 22 Prozent vorgesehen, so ergab der tatsächliche Abschluß für den Monat eine Minderförderung gegenüber der Beteiligungsziffer der Syndikatswerke von mehr als 26,66 Prozent. Seit Bestehen des Kohlensyndikats sind noch nie so hohe Einschränkungsquoten als notwendig erwiesen wie im laufenden Jahre. Die höchste Erzeugungseinschränkung verzeichnete der Juli 1902 mit 23,87 Prozent. Im Juli 1903 betrug die Minderförderung nur 16,48 Prozent. Wenn man erwägt, daß die den Werken bewilligte Beteiligungsziffer beim Kohlensyndikat hinter der Förderungsmöglichkeit der Zechen noch zurückbleibt, so deutet eine Einschränkungsquote, die mehr als den vierten Teil der Leistungsfähigkeit der Gruben ausmacht, auf eine ungesunde Verfassung des Kohlenbergbaues hin, die noch dadurch verschärft wird, daß die Kohlenbohrungen noch immer mit fieberhafter Emsigkeit weiter betrieben werden und jeder Erfolg nach einer neuen Steigerung der Leistungsfähigkeit des Kohlenbergbaues hindrängt. Im Regierungsbezirk Münster nehmen sowohl die Internationale Bohrgesellschaft als auch die Gesellschaft Rheinpreußen fortgesetzt erfolgreiche Bohrungen vor. Man wird sich der übermäßigen Entfaltung des deutschen Kohlenbergbaues erst recht bewußt, wenn man auf das Jahr 1900 zurückblickt, in dem die Kohlenförderung zeitweilig nicht imstande war, die Nachfrage zu befriedigen. Damals betrug für das Gesamtjahr die Minderförderung beim Kohlensyndikat nur 4,34 Prozent und sank bis auf 0,57 Prozent im November herab. Es ist in absehbarer Zeit gar nicht daran zu denken, daß die Quote der Förderungseinschränkung erheblich herabgesetzt werden kann, mögen die Herbstmonate auch eine noch so starke Belebung des Absatzes herbeiführen. Vorläufig ist aber an diese Belebung noch garnicht zu denken. Während sonst in der zweiten Hälfte des Monats August die Versandziffern schon eine steigende Richtung einzunehmen pflegen, ist dies in diesem Jahre infolge der niedrigen Wasserstandsverhältnisse noch ausgeschlossen. So bedingt die augenblickliche Marktlage erhebliche Förderungseinschränkungen in sämtlichen Bergbaubezirken. Im Anfang des August wurden beispielsweise auf sämtlichen Schächten der Zeche Konkordia, der Mathener Bergbaugesellschaft, auf Schacht 2/7 der Zeche Konsolidation, auf Rheinelbe und auf Rheinpreußen Schacht 1/3 Feierschichten eingelegt. Um gar zu viele Feierschichten zu vermeiden, werden auch auf manchen Zechen erhebliche Kohlenvorräte aufgestapelt und vermehren so die schon am Ende des zweiten Quartals gegenüber dem Vorjahr größeren Kohlenbestände. Die eingeschränkte Förderung trifft den Arbeitsmarkt um so empfindlicher, als die Belegschaft während des zweiten Quartals im Oberbergamtsbezirk Dortmund um mehr als 16 000 Köpfe größer war als im Vorjahre. Das Kohlensyndikat bietet alles mögliche auf, um den Export zu steigern und soll dem Vernehmen nach in letzter Zeit erhebliche Abschlüsse mit dem Ausland getätigt haben. So soll u. a. mit Rußland eine Lieferung von 300 000 Tonnen abgeschlossen worden sein. So günstig eine Steigerung des Exportes auch wirken mag, so wird sie doch vielfach durch die steigende Konkurrenz der englischen Kohle auf dem deutschen Markte wieder durchkreuzt. Dieser Wettbewerb hat sich nicht nur an den deutschen Hafenplätzen, sondern bis hinunter nach Süddeutschland verschärft und verlangt Abwehrmaßregeln seitens der deutschen Kohlenproduzenten in Form von Preisermäßigungen. So erfordert der Kampf in den umstrittenen Gebieten, zu denen auch Berlin gehört, oft ebenso große finanzielle Opfer wie die Steigerung des Exports.

*

** **Wagenmangel in Sicht.** Der Umstand, daß in den letzten Wochen der Transport von Waren auf dem Wasserwege unterbrochen war, hat nicht nur zu einer vorübergehenden Steigerung des Eisenbahngüterverkehrs geführt, sondern hat auch bewirkt, daß zahlreiche gewerbliche Betriebe für die Herbstsaison mit Rohhilfs- und Heizstoffen nicht rechtzeitig versorgt werden können. Es wird daher im Laufe der kommenden Herbstmonate eine besonders starke Nachfrage nach Güterwagen entstehen, da es dann meist zu spät werden wird, zur Herbeischaffung des nötigen Materials den zeitraubenden Wassertransport zu benutzen. Namentlich wird der Kohlenbergbau eine ganz bedeutende Menge Wagen mehr beanspruchen als im Vorjahr. Wenn man nun erwägt, daß zu dieser ausnahmsweisen Erhöhung noch die regelmäßige Steigerung des Eisenbahngüterverkehrs während der Herbstmonate tritt, die durch den auf kurze Zeit sich zusammendrängenden Versand von Kartoffeln, Rüben und anderen Gütern bedingt wird, dürfte in manchen Bezirken, namentlich in Rheinland-Westfalen, in Oberschlesien und im Bezirk der Kaliindustrie die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Verkehrsmittel sich noch weit schärfer herausstellen als im Vorjahre. Trotzdem am 20. August 1903 im Ruhrbezirk eine Gestellung von 20 000 Ladungen à 10 Tonnen erreicht wurde, und damit der Beweis erbracht schien, daß der Wagenpark der Eisenbahn auch den höchsten Anforderungen entsprechen würde, trat doch bald danach ein bis in den Oktober hinein sich verschärfender Wagenmangel ein, der zu starken Betriebsstörungen und Feierschichten im Kali- und Kohlenbergbau führte. Obgleich in diesem Jahre der Verkehr sich bisher keineswegs so lebhaft gestaltete wie 1903, so ist es um so befremdlicher, daß in der Kaliindustrie schon Ende Juli sich ein Wagenmangel einstellte, der erheblicher war als in der entsprechenden Zeit des Vorjahrs.

*

Handelsentwicklung der Hauptexportländer. Die Vereinigten Staaten von Amerika stehen, was die Ausfuhr heimischer Produkte angeht, an der Spitze aller exportierenden Ländern; ihre Ausfuhr hat außerdem im letzten Jahrzehnt ein absolut rascheres Wachstum aufzuweisen gehabt, als die Ausfuhr aller konkurrierenden Staaten. Eine Tabelle, die das Statistische Bureau des Handels- und Arbeits-Amtes in Washington veröffentlicht, stellt die Ausfuhr der in Betracht kommenden Hauptländer für die Jahre 1893—1903 einschließlich zusammen; sie zeigt, daß sich der Export der Vereinigten Staaten in der angegebenen Zeit von 854 Millionen auf 1457 Millionen Dollars gehoben hat, also um 603 Millionen Dollars oder 70 Prozent, während Großbritannien, der stärkste Konkurrent der Vereinigten Staaten, eine Ausfuhrvermehrung von 1062 Millionen auf 1415 Millionen Dollars zu verzeichnen hatte, das heißt eine Vermehrung um nur 353 Millionen Dollars oder 33 Prozent. Die deutsche Ausfuhr ging in den 10 Jahren von 735 Millionen auf 1185 Millionen Dollars hinauf; die Zunahme betrug mithin 450 Millionen Dollars oder 60 Prozent, sie kommt absolut und relativ den Vereinigten Staaten am nächsten. Frankreich exportierte im Jahre 1893 für 624 Millionen Dollars einheimische Produkte, im Jahre 1903 für 804 Mill. oder 30 Prozent mehr. Oesterreich-Ungarn zeigte eine Vermehrung der Ausfuhr von 327 auf 428, Britisch-Indien von 310 auf 408 Millionen, Argentinien von 90 auf 213, Japan von 56 auf 142 Millionen Dollars. Verhältnismäßig ist die Zunahme des Exports der beiden letztgenannten Länder weit bedeutender als die der Vereinigten Staaten; absolut genommen reichen sie nicht an diese hinan. Für Rußland waren nur die Zahlen für ein zwei Jahre zurückliegendes Jahrzehnt, für 1891—1901, zu erlangen: in dieser Zeit steigerte sich die russische Ausfuhr von 378 Millionen nur auf 392 Mill. Dollars.

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler



Täglich erscheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.

Träume sind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Nr. 188. || 18. August 1904.

Verschlungene Pfade.

Roman von Carola v. Eynatten-Dirking.

Richard, dem nicht weniger schlecht zu Mute war, so schlecht, daß er den Blicken der Mutter nicht zu begegnen wagte, war an den Schreibtisch getreten, auf welchem ein Bild des Vaters stand, und nun gab er sich den Anschein, es mit der Erscheinung seines Gastes zu vergleichen.

„Ja, die Aehnlichkeit ist eine wunderbare,“ sagte er, noch immer vor dem Schreibtische stehen bleibend.

„Für derartige Erscheinungen hat man, wie ich glaube, keine Erklärung, obgleich sie gar nicht so selten sind,“ sagte Bolevand, das Armband mit möglichst gleichgiltiger Miene zurückgebend.

Für einen Augenblick gelang es ihm wirklich, die Gräfin irre zu machen, dann aber sagte sie sich: „Er spielt Komödie — sogar die Stimme ist die des Verstorbenen!“

Und damit war der gute Eindruck, den Bolevand bisher auf sie gemacht hatte, so ziemlich verwischt. Richards und Max hartnäckiges Schweigen, war es auch töricht, entsprang liebevoller Rücksicht für sie, der Fremde jedoch hatte keine Ursache, ihre Gefühle zu schonen.

Wenn er nicht im Trüben zu fischen gedachte, oder ihre Söhne sich unter der Bedingung vollen Schweigens bereits zu weitgehenden Konzessionen entschlossen hatten, mußte er sogar darauf bedacht sein, sie von seinen Beziehungen zu dem verewigten Grafen zu unterrichten.

Ein ehrenwerter Mann behält entweder derartige Dinge für sich oder er weiht sämtliche Beteiligte ein.

Zu einem abermaligen Angriff bot sich vorerst jedoch keine Gelegenheit, denn die beiden Brüder vereinigten sich in dem Bemühen, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Man sprach von Nelsons, ein für den Amerikaner beinahe unerschöpfliches Thema.

„Man rühmt Mr. und Mrs. Nelsons Wohltätigkeit,“ warf nach einer Weile die Gräfin dazwischen, die schweigend zugehört hatte, sich aber von der Verehrung, mit welcher der Amerikaner von seinem ehemaligen Prinzipal und dessen schöner Tochter sprach, wenig berührt zeigte.

„Was sie hier tun, ist mir natürlich unbekannt,“ erwiderte er, „wohl aber darf ich sagen, daß sie in New-Hall City eine großartige philantropische Tätigkeit entwickelten. Es gibt dort aber auch niemand, der sich so allgemeiner und hoher Verehrung zu erfreuen hatte, wie Mr. James und Miß Jane. Ueberhaupt ist er der eigentliche Gründer der Stadt, ihm dankt sie ihr Entstehen, ihr rasches Emporwachsen, ihre heutige Blüte, und wenn man ihn den „Vater von New-Hall City“ nennt, so ist das nur schuldige Anerkennung.“

„Und jetzt noch, wo er in einem anderen Weltteil lebt, zurückgezogen von den Geschäften, beherrscht der Name Nelson den dortigen Markt, denn es bestehen nur wenige gemeinnützige Anstalten, wenige industrielle Gründungen, an denen er nicht beteiligt wäre. Seine Beiträge erhalten die Schulen, Spitäler und Asyle im Gange, sein Geld arbeitet in den Bergwerken wie in den Sägemühlen der Umgebung, und ebenso in den Fabriken und Bankinstituten der Stadt selbst. Und dabei sind Vater und Tochter die einfachsten Menschen von selbstloser Güte.“ —

Bolevand hatte sich warm gesprochen, und in seinen Augen leuchtete all die Bewunderung, die er für die Freunde empfand.

„Für einfach und selbstlos habe auch ich die junge Dame angesehen,“ bemerkte Richard.

„Mr. Nelson soll ja ein französischer Marquis sein, sagt man,“ warf die Gräfin ein.

Edgar machte große Augen, dann aber glitt ein leichtes Lächeln über sein Gesicht und kopfschüttelnd entgegnete er:

„Davon habe ich nie etwas gehört, Erlaucht, und glaube es auch nicht. Darf ich mir die Frage erlauben, wer das behauptet?“

„Ich habe es in den letzten Tagen von verschiedenen Seiten gehört,“ erwiderte die Gräfin. „Es soll bereits Stadtgespräch sein, und das glaube ich gern, denn zu meinen Ohren dringen derartige Neuigkeiten erst, wenn sie längst aufgehört haben, eine Neuigkeit zu sein.“

Bolevand zuckte die Achseln.

„Ich glaube es nicht, mag es auch die ganze Stadt behaupten. Vater und Tochter wäre wohl zuzutrauen, daß sie dem bescheidenen Namen Nelson den Vorzug gäben, indessen müßte Mrs. Nelson wohl ebenfalls darum wissen —“

Hier stockte er in einiger Verlegenheit, denn er hatte mehr gesagt, als er mit seinen Beziehungen zu Nelson verträglich fand.

Um die Lippen der Gräfin spielte jetzt ein feines Lächeln, als sie, ihren Arbeitsbeutel nehmend, sich erhob.

„Ich will die Herren nicht länger stören,“ sagte sie, „vielleicht haben sie auch Geschäftliches zu verhandeln. Ich sehe Sie in der nächsten Zeit wohl wieder, Mr. Bolevand?“

Richard, der aufgestanden war, um seiner Mutter die Tür zu öffnen, kam jetzt mit ausgestreckter Hand auf Edgar zu, der neben dem Tische stand und sagte in tiefer Bewegung:

„Zwischen uns bedarf es wohl keiner Erklärung mehr, Edgar; Miß Jane hat mich durch ein Billet von allem unterrichtet. Und ebensowenig brauche ich Dir zu sagen, wie sehr ich die Ereignisse beklage, die so lange trennend zwischen uns standen, Mutter und Max werden ebenso fühlen.“

Edgar Bolevand konnte im ersten Augenblick nicht sprechen, und begnügte sich, des Bruders Hand zu drücken.

Der kalte Stolz, der siebzehn Jahre lang wie ein undurchdringlicher Panzer um sein Herz gelegen und erst während der letzten Wochen erschüttert worden war, schwand dahin unter den Strahlen der dunkelblauen Augen, die mit unendlich wehmütiger Innigkeit auf ihm ruhten.

Endlich raffte er sich auf und sagte mit anfangs schwer verständlicher Stimme:

„Es hat so sein sollen, der Himmel hat es gefügt, folglich ist es gut, und in dieser Ueberzeugung wollen wir weder gegen irgend jemand einen Vorwurf erheben, noch uns über das Geschehene betrüben. Ich wünschte allerdings, meine Braut hätte größere Vorsicht bewahrt —“

„Damit wir uns niemals gefunden hätten!“ rief der Geistliche aufgeregt.

„Es wäre für — Dich sicher, für mich vielleicht besser gewesen, wenn unsere Wege sich niemals gekreuzt hätten.“

„Du widersprichst Dir selber, Edgar, denn Du sagtest soeben, was der Himmel gefügt hat, ist gut, und daß es der Himmel war, der uns auf weiten Umwegen zusammengeführt hat, kann keinem Zweifel unterliegen.“

Bolevand senkte ein wenig den Kopf, während er erwiderte:

„Ich wollte damit nur sagen, daß dieses Finden Dir und mir viel Schmerzliches brachte und vielleicht noch bringen wird, wäre es auch nur der Abschied für immer. Ende nächster Woche kehre ich nach New-Hall City zurück, um als Teilhaber in ein bedeutendes Bankhaus einzutreten, an welchem Mr. Nelson stark beteiligt ist. Damit ist über meine Zukunft entschieden, gleichzeitig aber auch meine Existenz gesichert; Du brauchst Dir also in dieser Hinsicht keine Gedanken zu machen.“

Er atmete auf, als ausgesprochen war, wovor er sich beinahe gescheut hatte, dann fuhr er, ohne dem Geistlichen Zeit zu einer Zwischenrede zu lassen, hastig fort:

„Und nun zu dem Wichtigsten — wie steht es mit der Gräfin, weiß sie näheres über mich?“

„Wüßte Mama etwas Bestimmtes, so würde [illegible] kein Hehl daraus machen, indessen scheint sich dem Ahnungen erfüllt zu sein; sie war gestern nachdenklich, und auch heute ist sie nicht [illegible] sonst. Im Fle-



habe ich wohl mehr gesagt, als für ihre Gemüts- gut war. — Wollen wir uns nicht wieder setzen? gestehe, daß ich längeres Stehen noch nicht ver- ren kann," sagte Richard, sich in seinen Armstuhl en lassend.

Volevand war sehr erschrocken und entschuldigte wegen der Rücksichtslosigkeit, des Bruders leiden- Zustand so lange außer Acht gelassen zu haben. Als Babette auf ihres Herrn Glockenzeichen he- kam, um den Tisch zu decken, galt ihr erster Blick olevand, und je länger ihr Auge auf ihm ruhte, nen um so eigentümlicheren, beinahe entsetzlichen usdruck nahm es an, sodaß er sich unbehaglich fühlte nd froh war, als sie dasZimmer endlich wieder erließ.

Er bereute, gekommen zu sein, bereute auch bit- eser denn je, den Rat der Aerzte befolgt und sich rotz seines inneren Widerstrebens zu einer Kur in Wiesbaden entschlossen zu haben. Hätte er diese Stadt doch nie gesehen!

„Hast Du der alten Frau seltsame Miene gesehen? — Sie dient mir zum sicheren Beweis, daß ich recht hatte, als ich sagte, Mama hat bereits Ahnungen," sagte Richard.

Das recht einfache Frühstück wurde gebracht, stand aber noch nach einer halben Stunde unberührt vor den Brüdern, keiner dachte daran, etwas zu genießen, obwohl Edgar seit 24 Stunden nichts mehr zu sich genommen hatte, als ein wenig Wein.

Gesenkten Hauptes saß Volevand dem Geistlichen gegenüber, der seine ganze Redegabe aufbot, um ihn zu überzeugen, daß er nicht berechtigt sei, sich ohne weiteres von den Seinigen abzuwenden. —Von sich selber wolle er nicht reden, wohl aber von der Mut- ter, die nimmer zur Ruhe kommen würde, nachdem sie einmal Verdacht geschöpft habe.

Ferner sei zu erwarten, daß Edgars Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen, mit den Brüdern auch ande- ren auffallen und zu allerlei für die Familie nichts weniger als schmeichelhaften Mutmaßungen Anlaß bieten werde.

„Sei mir nicht böse, nachdem es aber Dein unab- änderlicher Entschluß war, uns unter keiner Bedin- gung näher zu treten, durftest Du überhaupt nicht nach Wiesbaden kommen."

„Daß sehe ich nur zu gut ein, allerdings zu spät. — Bedenke jedoch, in welches Licht ich mich setzen würde, träte ich jetzt aus dem selbstgewählten Dunkel hervor! Deine Mutter, Dein Bruder, jedermann müßte denken, ich sei nur hierhergekommen, um Euch zu meiner Anerkennung zu nötigen," erwiderte der Amerikaner sorgenvoll.

„Wie wäre das möglich, lieber Edgar? Es ist allgemein bekannt, daß Du Wiesbaden bereits ver- lassen hattest, im Begriffe warst, nach Amerika zu- rückzukehren, als Deine irrtümliche Verhaftung er- folgte. Endlich aber bin ich da, um allen Angriffen entgegenzutreten."

„Und das Aufsehen, welches die Sache erregen müßte, die mehr als peinliche Lage, in die ihr alle, ganz besonders aber die Gräfin, dadurch versetzt wür- det? Nein, ich kann mir nicht das Recht zu einem Schritte zuerkennen, der so widerwärtige Folgen hätte, um so weniger, als Euch nicht die geringste, den Vater nur eine begrenzte Schuld trifft an dem ge- genwärtigen Stand der Dinge. Keinesfalls war es von Anfang an seine Absicht, mich bei Seite zu schie- ben, er beging bloß den Fehler, nicht zur rechten Zeit zu sagen, was gesagt werden mußte. Beruhigt über mein physisches und moralisches Gedeihen ließ er alles, wie es war; meine Tante, sehr zufrieden, mich behalten zu dürfen, ließ ihn gewähren, und so ward es schließlich nahezu eine Unmöglichkeit, mit Erklä- rungen hervorzutreten, welche die verhängnisvollste Wirkung haben konnten, weil man sie zu lange hi- nausgeschoben hatte. Heute kann ich dieses alles sehr gut begreifen, von einer wirklichen Schädigung war auch keine Rede, denn der Vater versah mich mit reichen Mitteln, und ich bezweifle, daß ich als Graf Lerchenfeld glücklicher gewesen wäre, als ich es als Mr. Volevand war. Dem unbefangenen Auge stellt sich alles anders dar, als dem leidenschaftlich erregten. Ich danke Dir von Herzen, lieber Richard, bitte Dich aber gleichzeitig, mir zu glauben, daß es für alle am besten ist, die Dinge zu lassen, wie sie nun einmal sind."

Der Geistliche versuchte nicht, die Nährung zu ver- bergen, in die ihn die Worte seines Bruders versetzt hatten, und unter deren Einfluß ihn der Gedanke dopie Schuld, die der Majoratsherr auf sich geladen, „Ist art dünkte.

„Was hast Du der alten Frau seltsame Miene gesehen?" fragte Volevand nach einer Weile mit leiser Stimme.

„Nein, ich kann mich nicht zu Deiner Ansicht be- kehren und werde es auch niemals können, Edgar," erklärte der Geistliche bestimmt.

Dann setzte er hinzu, es solle Edgar unverwehrt sein, später nach Amerika zurückzukehren, wenn er sich in den neuen Verhältnissen nicht gefalle, vor allen Dingen aber müsse er sich mit den Seinigen verstän- digen, die niemals ihre Rechte an ihn verwirkt hät- ten, und wieder den Vaternamen annehmen, den man nicht einfach bei Seite werfen könne, wie einen Rock, der einem nicht mehr paßt.

Er wisse wohl, daß der Verstorbene ihn gewisser- maßen dazu aufgefordert habe, doch sei dies jedenfalls eine Uebereilung gewesen, die er hinterher bitter bet reut haben mag.

„Nach Deinen Erfahrungen wirst Du Mühe ha- ben, mir zu glauben, wenn ich sage, daß Papa der beste, großmütigste und gerechteste Mann war, den man sich denken kann."

„Das hörte ich bereits von verschiedenen Seiten," entgegnete Volevand.

„Um so besser. Wie es gekommen ist, daß er ge- gen Dich — so eigentümlich handelte, ist mir daher ein Rätsel, und ich fürchte, es wird so bleiben, denn woher sollten uns Aufschlüsse kommen?"

Richard war gerade kein glänzender Redner, er faßte sich kurz und bediente sich mit Vorliebe der schlichtesten Worte, und Wendungen, was er aber sagte, kam aus dem Herzen, und deshalb fand es auch den Weg zu den Herzen seiner Zuhörer.

So geschah es, daß Volevand, als er sich gegen ein Uhr erhob, wenngleich nicht überzeugt, so doch in sei- nem Entschluß erschüttert war und das Versprechen gab, die Angelegenheit nochmals bedenken und in der nächsten Woche ein bestimmte Antwort geben zu wol- len. Im Augenblick sei er in zu hoher Erregung, um einen bindenden Entschluß zu fassen.

Richard gab sich mit diesem Bescheide zufrieden, drückte aber den Bruder, der seinen Hut nehmen wollte, wieder auf seinen Sitz nieder.

„Bleib noch, wir wollen in Eile ein paar Bissen essen; muß Babette das ganze wieder hinausnehmen, so meldet sie es sofort der Mama, und diese verzehrt sich in Sorge," sagte er.

Die Brüder ließen jedoch das meiste von dem, was sie sich vorgelegt, auf ihren Tellern liegen; es war ihnen unmöglich, etwas hinunter zu bringen, und Bo- levand, der einen großen Hund im Garten gesehen, schlug vor, ihn zu locken und mit den Ueberresten zu erfreuen vorausgesetzt, daß sie dabei vor Beobachtung sicher seien.

„Ich denke, wir können es wagen, Mama und Babette sind fast niemals am Fenster, und dann wissen sie auch, daß ich Mino nach jeder Mahlzeit füttere," erwiderte Richard.

Der eine Fensterflügel wurde vorsichtig geöffnet, und schon auf den ersten leisen Pfiff kam das Tier in lustigen Sprüngen herbei.

„Nun hat Frau Babette keinen Anlaß, Anzeige zu erstatten, und damit nichts ihren Verdacht erregt, stecke ich zwei Brötchen zu mir. Unterwegs findet sich wohl ein armes Kind oder ein Hund, der sie mit Ver- gnügen annimmt. — Adieu, Richard, und auf Wieder- sehen," sagte Volevand, des Geistlichen Hand herzlich drückend.

„Du kommst doch in den nächsten Tagen wieder?" sagte Richard.

„Und die Gräfin?"

„Ob Du kommst oder nicht kommst, bleibt sich gleich, ihr Verdacht ist einmal rege und wird es blei- ben, bis sie die volle Wahrheit weiß."

Aus der Zeit.

Wohl dem, der wohltut! Es ist etwas sehr Schönes um die Wohltätigkeit, die ihre Quelle in der Nächstenliebe, in dem Mitgefühl mit Armen und Hilfsbedürftigen hat, und wir können daher nur wünschen, daß sie recht fleißig geübt werde.

Freilich, die moderne „Wohltätigkeit", die bei je- der Gelegenheit in Paradeuniform und unter großem Vortritt aufmarschiert, findet unseren Beifall nicht; denn sie ist eine Gleißnerin, die sich in schöner Larve zeigt, aber, indem sie ihr Licht leuchten läßt, nur da- rauf aus ist, sich Vergnügen, Freude und Ehre zu verschaffen. Die Armut, die Not und das Elend sind ihr Mittel zu dem Zwecke, vor der Welt zu glänzen; sie veranstaltet Sammlungen und arrangiert Feste, um das große Publikum zum geben geneigt zu ma- chen und sich selbst feiern zu lassen. Darum hat sie nichts gemein mit der wahren Wohltätigkeit, die im Stillen und nur des Guten wegen wirkt, die nach der Mahnung handelt, was die Rechte tut, soll die Linke nicht wissen und nicht Auszeichnungen, Titel, Orden usw. für ihre Liebestaten beanspruchte. Aber in der Gegenwart muß sie sehr oft zurückstehen und der Pseudo-Wohltätigkeit den Vorrang überlassen. Gar viele sind heute so geartet, daß sie für das, was sie zu wohltätigen Zwecken und für milde Stiftungen hergeben, auch ein Aequivalent haben wollen, und da- rauf baut sich eine Spekulation auf, die mitunter recht drastisch zutage tritt.

In der letzten Zeit sind wir hierauf wiederholt hingewiesen worden. Wir haben dabei durch die Ent- hüllungen, welche die Wohltätigkeitsbestrebungen ei- nes hochgestellten Hofbeamten zum Gegenstande hat- ten, erfahren, in welcher Weise mitunter zur Wohl- tätigkeit angespornt wird, und wie man durch hübsche Spenden sein Ansehen, seinen Kredit heben und stär- ken kann. Leute, die Tausende bereitwillig für milde Stiftungen hergeben, erwerben sich Vertrauen und können kühne Spekulationen auf Kosten anderer wa- gen. Wenn sie schließlich mit ihren Unternehmungen verkrachen, und infolge ihres Tuns und Lassens mit dem Staatsanwalte und dem Gericht Bekanntschaft machen, so bezeichnet man sie als „Pechvögel", die leider Unglück gehabt haben und bemitleidet sie, weil es bei ihnen so weit gekommen, wie es gekommen ist. Nur Undenkbare sträuben sich dagegen, dem Guten, das jene zum Nachteil derer getan, welche ihnen Er- sparnisse und Vermögen anvertrauten und durch die „Wohltätigen" zum Teil oder ganz verloren, ehrende Anerkennung zu zollen; moderne Menschenfreunde, die das Gute nehmen, wo sie es haben können, ver- treten die Ansicht, daß die Schädigung vertrauens- seliger Leute nicht ins Gewicht falle gegenüber den schönen Stiftungen, die mit dem Gelde jener Leicht- gläubigen geschaffen worden. Bezüglich solcher Stif- tungen spricht man hier und da von großartigen „Crispinianen", die herrliche Nachahmung des Bei- spiels des heiligen Crispinus genannt werden. Dem heiligen Crispinus, der in Soissons im dritten Jahrhundert lebte, und am 25. Oktober 287 als Märtyrer starb, wird nämlich nach- gesagt, daß er Leder gestohlen habe, um den Armen daraus Schuhe anzufertigen, obgleich es längst er- wiesen ist, daß diese „Legende" lediglich auf einer fal- schen Wortdeutung beruht. Der zum frommen Dieb gestempelte Heilige hat es sich niemals einfallen las- sen, der Anschauung zu huldigen, daß der Zweck die Mittel heilige und daher auch keineswegs Leder ge- stohlen. In seiner Lebensbeschreibung, die im Mit- telalter in deutschen Landen verbreitet wurde, heißt es: „Der heilige Crispinus stahl das Leder, aus de- nen er den Armen Schuhe machte", und das besagt nichts anderes, als daß der wohltätige Mann zu den Schuhen, die er unentgeltlich für die Armen anfer- tigte, aus eigenen Mitteln auch das dazu nötige Le- der stellte, also hergab. Irrtum und vielleicht auch a bißele Falschheit hat aus dem Worte „stalt" „stahl" gemacht, und so das gutherzige Handeln des hl. Cri- spinus in ein verwerfliches Tun umgewandelt. Wenn daher von den Spenden der Sendenbanken usw. zu milden Stiftungen die Rede ist, so kann nicht mit Fug und Recht auf das Beispiel des hl. Crispinus hingewiesen werden. Die „edlen" Geber, die für ihre „Wohltätigkeit" schöne Titel usw. einheimsten, machten es durchaus nicht, wie der mehrerwähnte Heilige, sie stellten nicht aus eigenen Mitteln das Geld zu Stiftungen, sondern sie nahmen es aus der Kasse, in die die Mittel anderer flossen, und das stand weder mit dem Begriffe der Ehrlichkeit, noch mit dem Vor- schriften des Gesetzes in Einklang. Bei dieser Art von „Wohltätigkeit" kann man also nicht von „Crispinia- nen" reden, sondern muß eine andere, eine derb- deutsche Bezeichnung anwenden, die natürlich neben- bei erkennen läßt, daß es durchaus berechtigt ist, wenn gesagt wird, daß das, was man Korruption nennt, in unseren Tagen immer mehr um sich greift und der altberühmten deutschen Biederkeit sehr stark zu Leibe rückt.

Die Korruption macht sich in allen Kreisen der Be- völkerung geltend und wird vor allem durch „Bei- spiele" aus denjenigen Regionen gefördert, zu wel- chen das Volk aufzuschauen gewöhnt worden ist. Aus den Reihen der sogenannten „Vorbilder" ist uns in den letzten Jahren so vieles zu Gesicht u. zu Gehör ge- kommen, was als böses Beispiel erscheint, daß wir uns eigentlich gar nicht darüber wundern können, wenn die Nachahmung im Volke gar schlimme Früchte zeitigt und der alte gute Fonds echter moralischer Ge- sinnung bei vielen so in die Brüche geht, wie das Geld in den verkrachten „wohltätigen" Banken, die milde Stiftungen so lange trefflich subventionierten, bis es nicht mehr geschehen konnte. Es hat sich dort in drastischer Weise gezeigt, daß der Krug so lange

zum Brunnen geht, bis er bricht, und das muß un- seres Erachtens nur eine ernste Mahnung für unser Volk sein, der Korruption, in was immer für einem Gewande sie auch auftreten mag, rücksichtslos den Krieg zu erklären. Die Korruption ist von einer sehr gefährlichen Rasse, und ihr gegenüber muß gesagt werden: Deutsches Volk, schütze deine heiligsten Gü- ter!

Aus dem Leben für das Leben.

Die Dummheit ist eine unversiegbare Goldquelle! so sagten wir uns, als wir neulich den Bericht über eine Gerichtsverhandlung lasen, die wieder einmal in drastischer Weise zeigte, wie sich die liebe Dummheit ausbeuten läßt, und zwar besonders dann, wenn sie mit Aberglauben gepaart ist. In der Reichs- hauptstadt Berlin — also nicht etwa in einem weltfremden Krähwinkel — betrieb eine Frau ein Grünkramgeschäft, das jedoch aus Mangel an Kundschaft nicht so florieren wollte, daß die Inhaberin auf einen grünen Zweig kom- men konnte. Natürlich gab ihr das Anlaß zum Klagen, und vor allem war es eine ihrer wenigen Kundinnen, der sie ihr Herz ausschüttete. Diese Kundin besaß Welterfah- rung und Menschenkenntnis, und wie sie diese beiden Eigen- schaften bereits des Oefteren zu ihrem Vorteil auf Kosten leichtgläubiger Mitmenschen ausgenützt hatte, so verwen- dete sie dieselben auch der Grünkramhändlerin gegenüber, die durchaus nicht das Pulver erfunden. Sie hörte teilneh- mend und mitleidsvoll das Klagelied der Armen an und tröstete diese dann, indem sie ihr offenbarte, daß sie die Cartelin einer Zigeunerin sei, die es verstehe, mit Sym- pathiemitteln zu helfen.

Sympathiemittel! Die Augen der sich nach Kundschaft sehnenden Frau leuchteten hoffnungsfreudig, und sie war sofort bereit, alles zu tun, was die Zigeuner-Großmutter für angezeigt halten werde. In der Folge gab sie denn auch Silber- und Goldstücke im Gesamtbetrage von über hundert Mark her, damit die „weiße Frau" das goldene Rad des Lebens zur Hebung des Grünkramgeschäftes in Bewegung setze, und trug zugleich eine Haarlocke, die sie sich abschnitt, auf der Brust, weil dies wirksam sein sollte. Ferner markierte sie auf das Gebeiß ihrer Trösterin einen armen Frosch zu Tode und beschaffte sich Leichenlikör und Totenblumen, um durch die geheimnisvolle Kraft dieser Sympathiemittel ihr Ziel zu erreichen. Aber all' das half nicht, und eines Tages gingen der Frau die Augen auf und sie erkannte, daß sie einer schlauen Betrügerin in die Hän- de gefallen war. Daraufhin beschäftigte sich der Staats- anwalt mit der Prüfung der wunderbaren Sympathie- mittel, durch welche die Grünkramhändlerin um ihr Geld gebracht worden, und infolge der von ihm erhobenen An- klage wurde die schlaue Cartelin der weisen Zigeunerin — die allerdings nur ein Geistesprodukt der Ratgeberin war — wegen Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Diese Geschichte der Geprellten könnte sehr wohl vor drei, vier Jahrhunderten passiert sein und einen Beitrag zur Beurteilung des Aberglaubens aus der Zeit des se-ligen Hexenwahns bilden, aber sie datiert aus dem Jahre 1904 und beweist somit, daß auch im zwanzigsten Jahr- hundert fauler Zauber noch zugkräftig ist, speziell sogar in der Zweimillionenstadt Berlin, die als die Leuchte der In- telligenz bezeichnet wird. Der Provinzler, auf den der auf- geklärte Spree-Athener mit einem gewissen mitleidigen Be- dauern herabsieht, sollte es nicht für möglich halten, daß dergleichen in der Reichshauptstadt vorkommen könnte, allein sobald er sein Gedächtnis etwas auffrischt, erinnert er sich an mancherlei, was ihm die Zeitungen über den Aberglauben, der dort anzutreffen, berichtet haben. Gei- ster beschwörende Medien, Gesundheitenrinnen, Kaffeesatz- deuterinnen usw. erscheinen vor ihm, die in Berlin gute Geschäfte mit der lieben Dummheit machten, und aus der allerjüngsten Zeit kommt ihm ein ganz modern aufgestatte- ter Reklamezettel einer Kartenkünstlerin zu Gesicht, der dort im Lustgarten anstandslos an das intelligente Publi- kum verteilt wurde. Auf diesem Zettel gab die Karten- künstlerin, die den im vorliegenden Falle bezeichnenden Namen Fischer trägt, bekannt, daß ihre Kunst durch Amts- und Landgerichtsbeschlüsse vom Januar und Februar 1904 erlaubt sei, und führte dann weiter aus, daß sie Damen streng gewissenhaft bevorstehendes Schicksal, Glücksfälle und Zukunft verkünde, Herren aber nur nach vorheriger Anmeldung zulasse. Ihre Kunst sei trotz der Konkurrenz und der Kritik eine unübertroffene und laut schriftlichen Nachweisen werde sie, die durch große Erfolge und öffent- liche Anerkennungen in Berlin, Charlottenburg, Schöne- berg und auswärts berühmte Frau Fischer, die täglich — auch an Sonn- und Feiertagen — für gewöhnliche Sterb- liche von 10—2 Uhr vormittags und von 5—10 Uhr nach- mittags zu sprechen, jährlich von Tausenden Konsultanten in Anspruch genommen. Inwieweit die letztere Angabe richtig, lassen wir dahingestellt, immerhin aber geht aus der Reklame hervor, daß die unübertroffene Frau Fischer, deren Kunst sogar durch Amts und Landgerichtsbeschlüsse erlaubt, recht intelligent ihre Netze auszuwerfen gelernt, um Lüsterlinge zu fischen. Und da niemand in südlichen Gewässern auf Fische fischdet, so läßt die Mitteilung der Frau Fischer darauf schließen, daß Berlin ein sehr geeig- netes Terrain für „weiße Frauen", Prophetinnen und andere edle Seelen ist. Aber nicht nur das! Aus dem, was wir vorhin kurz erwähnt haben, ergibt sich auch, daß die geistige Entwickelung in weiten Kreisen des Volkes eine höchst merkwürdige genannt werden muß. Auf der einen Seite begegnen wir einer Freidenkerei, die sich über alles Uebersinnliche erhaben dünkt und stolz auf ihren Unglau- ben ist; auf der anderen finden wir einen Aberglauben, der jeder Beschreibung spottet und sich glücklich fühlt, wenn er nach allen Regeln der Kunst ausgebeutet wird. Das sind traurige Zeichen der Zeit, die zu ernstem Nachdenken anspornen; denn der Weg, auf den sie hindeuten, ist nicht der des Fortschritts, sondern derjenige unheilvoller Ver- irrung, die Schlimmes für die Zukunft unseres Volkes be- fürchten läßt.

Allerlei.

Ueber die Arbeiten am Simplontunnel

hielt kürzlich der Nationalrat Sulzer-Ziegler einen Vor- trag in der Schweizerischen Gesellschaft zu Winterthur. Der praktische Ingenieur hielt dabei, wie der Frank. Kur. berichtet, eine scharfe Abrechnung mit den Theoretikern der Geologie, die auf ihre früheren Studien am Gotthard, Mont Cenis und Arlberg gestützt, bei Simplon Voraus- sagungen bestimmter Art wie nie zuvor gemacht hatten. Voraussagungen, welche durch die Ergebnisse des Tunnel- baues beinahe vollständig über den Haufen geworfen wor- den sind. Dieser irrigen Rechthaberei der Theoretiker ist jedoch allein ein riesengroßes Mutterwerk zu verdanken und vor allem war es eine ihrer wenigen Kundinnen, der sie ihr Herz ausschüttete. Diese Kundin besaß Welterfah- rung und Menschenkenntnis, und wie sie diese beiden Eigen- schaften bereits des Oefteren zu ihrem Vorteil auf Kosten leichtgläubiger Mitmenschen ausgenützt hatte, so verwen- dete sie dieselben auch der Grünkramhändlerin gegenüber, die durchaus nicht das Pulver erfunden. Sie hörte teilneh- mend und mitleidsvoll das Klagelied der Armen an und tröstete diese dann, indem sie ihr offenbarte, daß sie die Cartelin einer Zigeunerin sei, die es verstehe, mit Sym- pathiemitteln zu helfen.

Sympathiemittel! Die Augen der sich nach Kundschaft sehnenden Frau leuchteten hoffnungsfreudig, und sie war sofort bereit, alles zu tun, was die Zigeuner-Großmutter für angezeigt halten werde. In der Folge gab sie denn auch Silber- und Goldstücke im Gesamtbetrage von über hundert Mark her, damit die „weiße Frau" das goldene Rad des Lebens zur Hebung des Grünkramgeschäftes in Bewegung setze, und trug zugleich eine Haarlocke, die sie sich abschnitt, auf der Brust, weil dies wirksam sein sollte. Ferner markierte sie auf das Gebeiß ihrer Trösterin einen armen Frosch zu Tode und beschaffte sich Leichenlikör und Totenblumen, um durch die geheimnisvolle Kraft dieser Sympathiemittel ihr Ziel zu erreichen. Aber all' das half nicht, und eines Tages gingen der Frau die Augen auf und sie erkannte, daß sie einer schlauen Betrügerin in die Hän- de gefallen war. Daraufhin beschäftigte sich der Staats- anwalt mit der Prüfung der wunderbaren Sympathie- mittel, durch welche die Grünkramhändlerin um ihr Geld gebracht worden, und infolge der von ihm erhobenen An- klage wurde die schlaue Cartelin der weisen Zigeunerin — die allerdings nur ein Geistesprodukt der Ratgeberin war — wegen Betrugs zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Diese Geschichte der Geprellten könnte sehr wohl vor drei, vier Jahrhunderten passiert sein und einen Beitrag zur Beurteilung des Aberglaubens aus der Zeit des se- ligen Hexenwahns bilden, aber sie datiert aus dem Jahre 1904 und beweist somit, daß auch im zwanzigsten Jahr- hundert fauler Zauber noch zugkräftig ist, speziell sogar in der Zweimillionenstadt Berlin, die als die Leuchte der In- telligenz bezeichnet wird. Der Provinzler, auf den der auf- geklärte Spree-Athener mit einem gewissen mitleidigen Be- dauern herabsieht, sollte es nicht für möglich halten, daß dergleichen in der Reichshauptstadt vorkommen könnte, allein sobald er sein Gedächtnis etwas auffrischt, erinnert er sich an mancherlei, was ihm die Zeitungen über den Aberglauben, der dort anzutreffen, berichtet haben. Gei- ster beschwörende Medien, Gesundheitenrinnen, Kaffeesatz- deuterinnen usw. erscheinen vor ihm, die in Berlin gute Geschäfte mit der lieben Dummheit machten, und aus der allerjüngsten Zeit kommt ihm ein ganz modern aufgestatte- ter Reklamezettel einer Kartenkünstlerin zu Gesicht, der dort im Lustgarten anstandslos an das intelligente Publi- kum verteilt wurde. Auf diesem Zettel gab die Karten- künstlerin, die den im vorliegenden Falle bezeichnenden Namen Fischer trägt, bekannt, daß ihre Kunst durch Amts- und Landgerichtsbeschlüsse vom Januar und Februar 1904 erlaubt sei, und führte dann weiter aus, daß sie Damen streng gewissenhaft bevorstehendes Schicksal, Glücksfälle und Zukunft verkünde, Herren aber nur nach vorheriger Anmeldung zulasse. Ihre Kunst sei trotz der Konkurrenz und der Kritik eine unübertroffene und laut schriftlichen Nachweisen werde sie, die durch große Erfolge und öffent- liche Anerkennungen in Berlin, Charlottenburg, Schöne- berg und auswärts berühmte Frau Fischer, die täglich — auch an Sonn- und Feiertagen — für gewöhnliche Sterb- liche von 10—2 Uhr vormittags und von 5—10 Uhr nach- mittags zu sprechen, jährlich von Tausenden Konsultanten in Anspruch genommen. Inwieweit die letztere Angabe richtig, lassen wir dahingestellt, immerhin aber geht aus der Reklame hervor, daß die unübertroffene Frau Fischer, deren Kunst sogar durch Amts und Landgerichtsbeschlüsse erlaubt, recht intelligent ihre Netze auszuwerfen gelernt, um Lüsterlinge zu fischen. Und da niemand in südlichen Gewässern auf Fische fischdet, so läßt die Mitteilung der Frau Fischer darauf schließen, daß Berlin ein sehr geeig- netes Terrain für „weiße Frauen", Prophetinnen und andere edle Seelen ist. Aber nicht nur das! Aus dem, was wir vorhin kurz erwähnt haben, ergibt sich auch, daß die geistige Entwickelung in weiten Kreisen des Volkes eine höchst merkwürdige genannt werden muß. Auf der einen Seite begegnen wir einer Freidenkerei, die sich über alles

Schlafwettkämpfe.

Auf was die Amerikaner nicht alles kommen, um etwas noch nie Dagewesenes in Wettkämpfen zu bieten! So ha- ben, wie eine englische Zeitschrift erzählt, vor einiger Zeit eine Anzahl Männer in New Jersey Wettkämpfe veran- staltet, bei denen es darauf ankam, wer es am längsten ohne Schlaf aushalten konnte. Ein Mann von New Jer- sey war der Sieger im hohen Streite; er erreichte den Re- kord der „Nichtschläfer" indem er 83 Stunden und 27 Mi- nuten hintereinander wachte. Diese bemerkenswerte Aus- dauer bewies ein Nachtwächter der Sicherheitspolizei na- mens John Brooke. Den Wettregeln nach erhielten die Kämpfer eines jeden Kämpfers die Erlaubnis, ihren Cham- pion durch die verschiedenen Mittel wachzuhalten; und die tollsten Kniffe wurden angewandt, um dem „Ein- dutzen" der Kandidaten vorzubeugen. Starker Kaffee wur- de von allen getrunken, während aber die meisten den Ta- bak verschmähten, rauchte der Sieger Brooke ungählige Pfeifen und Zigarren. Gegen Ende des Kampfes, als auch die letzten untrüglichen Anzeichen eintretender Bewußtlosig- keit zeigten, bemühten sich ihre Freunde, sie durch Schüt- teln, Stechen mit Nadeln, Zwicken und sogar durch An- heben mit Eiswasser zu ermuntern. Der erste der zwölf Kandidaten New Jerseys, der abfiel, war ein Schuhmann, der nach 23 Stunden zu schnarchen begann. Abgesehen von dem großen Interesse, das dieser sonderbare Wettbe- werb bei den Sensationshungrigen natürlich hervorrief, wurde auf diese Weise doch auch bewiesen, daß die Aus-

erwartet hatte. Die durchschnittliche Zeit, die nach dem Ergebnis dieses Wettbewerbs ein menschliches Wesen hin- tereinander wachen kann, war 82 Stunden und 27 Mi- nuten. Nachdem dieses neue Sportgebiet einmal betreten war, folgten ähnliche Veranstaltungen nach. Eine andere amüsantere war der Wettkampf zur „Erprobung der Muskelstärke im Schlafe". Der Sieger in diesem Wett- streit wurde derjenige, der am längsten sitzend schlafen konnte. Bekanntlich ist das gewöhnlich schwer, da die Hals- muskeln bald erschlaffen, der Kopf nach vorne überfällt und der Schläfer dadurch aufwacht. Die Bestimmungen dieses Kampfes waren sehr einfach. Die Teilnehmer machten sich einen vergnügten Abend im Klub, tranken und rauchten nach Belieben und nahmen dann in bequemen Stühlen mit leichtgeschnittenen Lehnen Platz. Jeder bekam nun eine neue Zigarre und die Anweisung, ruhig oder geräuschvoll, wie es ihm beliebte, einzuschlafen. Den Schluß des Schla- fes bezeichnete das Herabfallen der Zigarre. Die Auf- passer amüsierten sich köstlich über die krampfhaften An- strengungen der Schläfer, die Zigarre fest im Munde zu behalten. Einem Herrchen gelang es, sie so fest zwischen die Zähne zu klemmen, daß er sie in keinem Falle verlieren hatte. Obwohl sie nach und nach von selbst ausging, blieb der Stummel unbeweglich im Munde des Schlafkünstlers; nachdem er mehrere der ausgesetzten Preise gewonnen hatte, bat man ihn, aufzuhören, um den anderen auch einige Chancen zu lassen. Einige der Schläfer paffen unbeweg- lich auf, ohne sich die Lippen zu verbrennen. Da den Teilneh- mern Getränke und Zigarren unentgeltlich verabreicht wur- den, kamen diese Wettkämpfe in gewissen Kreisen so in Mode, daß die „Polizeistunde" öfters vergessen wurde. Da- folgedessen wurde dem Wirt mit Entziehung der Konzession gedroht, und auf diese Weise ging der Sport zu Grunde.

*

Ueber den gefallenen Generalleutnant Grafen Keller

gehen der Köln. Ztg. nachfolgende Einzelheiten zu. Wie wir bereits früher bemerkten, entstammte er einer alten deutschen Familie, deren Name auch in der preußischen Ar- mee, wo er heute noch mehrfach vertreten ist, einen guten Klang hat; so fielen z. B. im Kriege gegen Frankreich 1870/71 allein sieben Grafen Keller. Der Urgroßvater des Gefallenen war preußischer Gesandter in St. Peters- burg zur Zeit der Regierung König Friedrichs des Großen. Seine Gemahlin war eine Prinzessin Wittgenstein. Der aus dieser Ehe entsprossene Sohn wurde in Petersburg im Hause des Feldmarschalls Fürsten Wittgenstein erzogen und später sein Adjutant. 1812 führte er ein Regiment in der Schlacht von Borodino. Er war mit einer Gräfin von Borch verehelicht. Sein Sohn, also der Vater des jetzt gefallenen Generals, war russischer Senator und früher, während der kurzen Autonomie Polens unter dem Groß- fürst Konstantin, Minister des Innern in Polen. Der ge- fallene General Graf Theodor E. Keller wurde im Pa- genkorps erzogen, war Kammerpage der kaiserin Maria Alexandrowna, wurde mit 17 Jahren Kornet bei den Chevalier-Garden, wo er später die Leibschwadron kom- mandierte. Mit 25 Jahren eilte der junge Rittmeister nach Serbien und führte eine Kavallerie-Brigade. Nach Beendigung des Krieges trat er in russische Dienste zurück und wurde als Oberst in den Generalstab versetzt. Im Jahre 1877 sehen wir ihn zuerst bei General Radetzky am Schipkapaß kämpfen, sodann im Stabe Skobelews, dessen Chef damals der jetzige Höchstkommandierende in der Mandschurei, General Kuropatkin, war. Auf dem Schlacht- felde von Schenowo wurdeKuropatkin verwundet, und noch auf dem Schlachtfelde selbst ernannte Skobelew den jugend- lichen Grafen Keller zu seinem Stabschef. Man erinnert sich wohl noch des bekannten Erlasses Skobelews an seine Offiziere nach jener Schlacht: „Sollte ich morgen fallen, so gehorchet Keller! Er kennt meinen Plan!" Nach dem Feldzuge wurde Graf Keller zum Flügeladjutanten Kaiser Alexanders II. ernannt und bald darauf mit der Organisa- tion der bulgarischen Armee betraut. Später führte Kel- ler das Schützenbataillon der kaiserlichen Familie, danach wurde er Chef der Mobilisationsabteilung des General- stabes. Von dieser Stellung aus wurde er zum Direktor des Pagenkorps ernannt, das er in einem viel militärische- ren Geiste reorganisierte. Hier entstanden gewisse Mei- nungsverschiedenheiten, die ihm den Austritt aus dem Dienst nahelegten. Für das Gouvernement Jekaterinoslaw, wo die sozialistischen Unruhen immer weiter um sich griffen, wurde damals ein weitschauender und energischer General als Gouverneur gesucht. Graf Keller erbeit die Stellung und verstand es mit Milde und Energie, ohne jemals von der Waffe oder der Knute Gebrauch zu machen, lediglich durch seinen persönlichen Einfluß und sein gewinnendes Wesen die unruhigen Elemente auf den Weg der Ordnung zurückzuführen. Als General Kuropatkin das Kommando in Liaojang übernahm, telegraphierte er dem Grafen Kel- ler: „Teurer Waffenbruder, ich brauche Sie!" Mit Er- laubnis des Kaisers eilte nunmehr Graf Keller nach der Mandschurei, wo er am 2. Mai das Kommando über das 2. Sibirische Armeekorps übernahm. Es war am Tage nach der verlorenen Schlacht am Yalu. Graf Keller hinterläßt eine Witwe, geb. Prinzessin Schachowas- kaja, deren Vorfahren väterlicherseits direkt von Rurik ab- stammen und deren Vater General Fürst Schachowskoi sich in den Feldzügen gegen Schamyl einen hervorragenden Namen gemacht hat, und einen neunzehnjährigen Sohn, der im vorigen Jahre noch Kammerpage des Kaisers war und jetzt in derselben Schlacht, in welcher sein Vater den Heldentod fürs Vaterland gefunden hat, an der Seite von General Bilderling teilnahm.

*